

Drei Welten in einem kleinen Land

Gespräch mit den israelischen Autorinnen Lea Aini, Mira Magen und Judith Katzir

Mira Magen stammt aus dem orthodoxen Milieu, Lea Ainis Vater lebte im Bann seiner traumatischen Erfahrungen im Konzentrationslager, Judith Katzirs Familie pflegt seit Generationen die zionistischen Ideale: was die drei Frauen eint, ist der Wille, sich Israels Geschichte und Gegenwart mit ihrer literarischen Arbeit zu stellen. Naomi Bubis hat sie zu einem gemeinsamen Gespräch eingeladen.

Sie leben alle als Autorinnen in Israel, haben aber jeweils einen anderen familiären Hintergrund. Können Sie kurz schildern, in welchem gesellschaftspolitischen Kontext Sie aufgewachsen sind?

Mira Magen: Man sieht es mir zwar heute äusserlich nicht mehr an, aber ich komme aus einem orthodoxen Zuhause. Ich bin mit vier Geschwistern in einem kleinen Haus in Kfar Saba aufgewachsen. Mein Vater war ein sehr gläubiger Mann, er war Landwirt. Eine Kombination, die es heute nur noch selten gibt: Felder bestellen und die Tora studieren. Ich wusste immer, dass ich mit 18 Jahren aus dieser engen Welt der religiösen Restriktionen ausbrechen würde. Zu Hause war alles viel zu kontrolliert. Bis heute habe ich meinen eigentlichen Platz nicht gefunden, ich befinde mich auf einer permanenten Wanderung zwischen der orthodoxen und der säkularen Welt, kann mich nicht festlegen, pendle zwischen den Polen.

Lea Aini: Das hört sich sehr anstrengend an.

Mira Magen: Das ist es auch. Wobei ich mich stärker zur Moderne, zum weltlichen Judentum hingezogen fühle und mich ziemlich von der Religion entfernt habe. Ich wohne zwar immer noch in einem orthodoxen Viertel von Jerusalem, aber ich gelte als Outsiderin. Immerhin haben die Menschen dort allmählich verstanden, dass ich nicht gefährlich bin.

Judith Katzir: Meine Familiengeschichte ist eine ganz andere. Die Familie meiner Mutter lebt seit sieben Generationen hier, sie sind so eine Art israelische Mayflower-Pioniere. Der Zionismus war unser Gott. Ich habe die ganzen zionistischen Ideale mit der Muttermilch aufgenommen, das hat mich natürlich stark beeinflusst, auch beim Schreiben.

Aus dem Negativen geboren

Lea Aini: Bei uns war alles von der Shoah durchdrungen. Mein Vater, ein griechischer Jude, war Überlebender von Auschwitz. Für ihn war Gott in Auschwitz gestorben. Meine Identität ist sehr stark von seinen traumatischen Erfahrungen bestimmt. Über allem hing eine tiefe Trauer. Er fragte immer: «Wo war denn Gott, als jüdische Kinder vergast wurden?» Die Shoah war unser ständiger Untermieter, nachts quälten meinen Vater Alpträume. So bin ich in einer Welt der Negationen gross geworden: ohne Gott, ohne Verwandte, ohne Fest- und Feiertage. Er erzählte mir Gutenachtgeschichten, die in Konzentrationslagern spielten. Paradoxerweise haben mir seine traumatischen Erlebnisse ein Stück Freiheit beschert, denn die Gegenwart war angstfrei. Das Schlimmste war ja bereits eingetreten, es konnte keine Steigerung geben.

Judith Katzir: Ich dachte eigentlich immer, dass gerade die Ängste der zweiten Generation sehr ausgeprägt sind.

Lea Aini: Philosophisch gesehen, sind sie das nicht. Du hast keinen Glauben ausser den an dich selbst. In einer Familie von Überlebenden aufzuwachsen bedeutet, dass du aus etwas Negativem heraus geboren wirst.

Viele Überlebende der Shoah tabuisieren ihre eigene Überlebengeschichte gegenüber ihren Kindern. Das trifft auf Ihren Vater nun nicht zu.

Lea Aini: Nein, er hat aus mir seine Zeugin ge-

macht. Ich glaube, es gibt Sonnen- und Mondkinder. Die Sonnenkinder verkörpern das Leben, die Mondkinder den Tod. Ich gehöre wohl zu letzteren, deswegen erzählte mein Vater mir alles. In meinem Schreiben ist die Shoah sehr präsent. Die ganze Umgebung, in der ich gross geworden bin, war von diesem Trauma geprägt. Alle Freunde meiner Eltern waren auch Überlebende. Ich wuchs mit dem Tod auf. Das ist natürlich auch stark in meinen Texten zu spüren.

... etwa in der Figur der Überlebenden Erna Chandelier in Ihrem Roman «Einer von uns»?

Lea Aini: Ja, aber ich bin keine Nostalgikerin. Mir geht es nicht darum, meine eigene Familiengeschichte nachzuerzählen, auch nicht die Lebensläufe mir bekannter Personen. Als Künstlerin interessiert mich das Dokumentieren nicht. Die Romanfigur der aus Prag stammenden Erna Chandelier hat mit meiner Familie nichts zu tun.

Judith Katzir: Ist es nicht so, dass die meisten Autoren von eigenen Erfahrungen ausgehen? Viele stehen bloss nicht dazu. Ich habe kein Problem damit zu sagen, dass ich Teile meiner Biographie verarbeitet. Die Familie der Studentin Rivi in meinem Roman «Matisse hat die Sonne im Bauch» ist so wie meine seit sieben Generationen im Land. Erst so konnte ich mich der Fiktion nähern.

Glückwünsche von Nicht-Lesern

Mira Magen: Ich erzähle auch nicht eins zu eins, sondern schreibe über Variationen des Lebens. Das Erlebte durchläuft Prozesse, wird verarbeitet und fügt sich als Mosaik in meinen Texten wieder zusammen. Im übrigen hatte ich eigentlich nie die Absicht zu publizieren. Schreiben ist zunächst einmal ein Akt fürs eigene Ego.

Ihre orthodoxen Nachbarn wissen sicherlich, dass Sie jenseits der Gottesmauern eine bekannte Autorin sind. Wie gehen Sie damit um?

Mira Magen: Ja, sicher wissen sie, wer ich bin. Bloss dürfen sie meine Bücher nicht lesen, weltliche Literatur ist verboten. Aber ich werde nicht schlecht behandelt, es passieren durchaus auch schöne Dinge: Als mein letztes Buch herauskam, klopfte jemand an meine Tür, ich machte auf und sah zwei dünne Kinderbeine hinter einem riesigen Blumenstrauß. Es war die kleine Tochter meines Nachbarn mit den Blumen und einer Karte in der Hand, auf der stand «Wir werden Dein Buch zwar nie lesen, wünschen Dir aber viel Erfolg».

Judith Katzir: Das ist eine wunderschöne Geschichte und zeigt, dass man nie verallgemeinern darf und auch nicht alle Orthodoxen in einen Topf werfen sollte.

Kommen Sie in Ihrem Alltag in Tel Aviv überhaupt in Berührung mit Orthodoxen?

Judith Katzir: In Tel Aviv haben die wenigsten Einwohner direkten Kontakt mit Religiösen, diese leben unter sich im Vorort Bnei Brak. Aber ich komme ja auch mit ganz anderen sozialen Gruppen nie in Berührung. Unsere Gesellschaft spaltet sich immer stärker in tausend Interessengruppen auf. Der tiefe Riss zwischen der säkularen und der orthodoxen Welt ist nur einer der Brüche.

Mira Magen: Man brauchte heute mehr Menschen wie meinen Vater, er war mir ein Vorbild. Ein Leben lang hat er versucht, zwischen der

orthodoxen und der säkularen Welt zu vermitteln. Menschen wie ihn, die den Ausgleich suchen, gibt es nur selten.

Judith Katzir: Heute hast du mit deinen Erzählungen seine Rolle als Mittler übernommen. Immerhin geben diese Texte uns weltlichen Lesern Einblick in die orthodoxe Welt.

Mira Magen: Ja, das mag sein.

Was schätzen Sie heute, nachdem Sie sich aus dem streng religiösen Rahmen gelöst haben, am meisten am Judentum?

Mira Magen: Die Harmonie, die man in vielen religiösen Familien vorfindet. Mein Bruder hat neun Kinder, sie wohnen alle unter einem Dach. Sie leben zwar abgekapselt von der Aussenwelt, dafür ist ihr Innenleben authentisch. Ob ich es will oder nicht, die orthodoxe Welt wird immer ein Teil von mir sein. Gewisse Dinge haben sich automatisiert, so würde ich nie am Sabbat Licht anmachen. Ich glaube heute nicht mehr an den einen und einzigen Gott, sondern daran, dass die Welt von einer kosmischen Intelligenz regiert wird. Wenn man will, kann man sie Gott nennen. Bei mir überwiegt die Kritik an den Ultraorthodoxen. Sie wenden ihr humanistisches Wertesystem nur auf sich selbst an, helfen sich gegenseitig, unterstützen die Armen. Aber wenn es um die Aussenwelt geht, da hat ihr Humanismus keine Gültigkeit.

Lea Aini: Ja, für manche von ihnen ist schon ein Orthodoxer mit dunkler Hautfarbe ein Ausserirdischer.

Querverbindungen

Ihre Familiengeschichten könnten für drei wichtige Eckpfeiler der israelischen Gesellschaft stehen: Shoah, Zionismus, Orthodoxie. Gibt es auch Querverbindungen?

Judith Katzir: Auch bei uns spielte die Shoah eine Rolle. Mein Vater hatte Schuldgefühle, im sicheren Israel zu leben. Er emigrierte zwar bereits in den dreissiger Jahren, aber viele seiner Verwandten kamen in Europa ums Leben.

Mira Magen: Der Zivilisationsbruch der Shoah hat in allen jüdischen Familien tiefe Wunden hinterlassen. Bei mir war der Tod aber auf andere Art Teil des Alltags. Ich habe mir nach meinem Soziologie- und Psychologiestudium einen Traum erfüllt und eine Ausbildung zur Krankenschwester gemacht. Der Mikrokosmos Krankenhaus hat mich schon immer fasziniert. Als Pflegerin auf der onkologischen Abteilung musste ich erst einmal lernen, das Wesentliche von Nichtigkeiten zu unterscheiden. Du lernst Grenzen zu ziehen, musst die strengen Gerüche und das Blut von der eigentlichen Arbeit trennen. Als Ausgleich zu meinem harten Alltag habe ich angefangen, Geschichten zu schreiben. Da konnte wenigstens ich den Verlauf bestimmen, anders als im wahren Leben. Vor zwei Jahren habe ich aufgehört im Krankenhaus. Ich habe zu viele Menschen sterben sehen, auch solche, die mir viel bedeuteten. Aber diese kurzen Momente, in denen du in den Augen der Patienten einen Hoffnungsschimmer siehst, alleine dafür haben sich die Jahre gelohnt. Mein Buch über diese Zeit steht noch aus.

Was haben Sie drei sonst noch gemein?

Judith Katzir: Die Sprache.

Mira Magen: Ja, die Wiederbelebung der hebräischen Sprache ist ein Wunder, immerhin kommen unsere Vorfahren aus ganz verschiedenen Ländern, meine sind aus der Tschechei, und alle sprechen wir Hebräisch.

Welchen Einfluss hat die neuere israelische Literatur auf Ihr Schreiben?

Mira Magen: Für mich bleibt Samuel J. Agnon eine Leitfigur, jedes Wort von ihm, er war ein Genie. Und Juval Shimoni. Ich weinte, als ich seine Bücher las, so sehr berührt mich seine Literatur.

Judith Katzir: Mir sagt Shimoni wenig, ich habe nach 100 Seiten aufgegeben, sein letztes Buch zu lesen. Bei mir war es Jaakov Shabtai, der in mir überhaupt erst die Lust am Schreiben geweckt hat. Ich wollte so schreiben wie er, kopierte seine langen Sätze ohne Punkte, diese Bewusstseinsströme. Meine ersten Texte waren genau so strukturiert. Ich identifiziere mich auch völlig mit seinen zionistischen Idealen.

Lea Aini: Bei uns gab es überhaupt keine Bücher. Ich habe mir langsam meine eigene Bibliothek aufgebaut, aus gebrauchten Büchern. Tschechow war meine Hauptnahrung, auch Dostojewski. Erst später kam die israelische Literatur dazu. Aber da gab es gerade bei den renommierten zeitgenössischen Autoren viele Enttäuschungen – ohne Namen zu nennen. Aber wir haben auch grossartige Talente, ich habe eine grosse Achtung vor Hanoch Levin, S. Yishar und Yitzchak Laor. Übrigens mag ich auch die bissige Sprache von Elfriede Jelinek.

Mira Magen: Ich lese heute nur noch ausländische Literatur. Ich hatte vieles nachzuholen, da ich jahrelang unter der Aufsicht meiner Eltern stand. Meine Lektüre wurde vorab zensiert.

Werden Sie als Autorinnen als Teil des öffentlichen Lebens angesehen, hat Ihre Stimme in dem stark politisierten Alltag Israels Gewicht?

Lea Aini: Es werden immer dieselben gefragt,

und das sind Männer. Geht es um Reformjudentum und Orthodoxie, zieht man Abraham B. Jehoschua heran, geht es um Palästinenser und Israeli, fragt man David Grossmann, und will man etwas über den Zustand der Nation erfahren, kommentiert das Amos Oz. Frauen werden nie gefragt.

Mira Magen: Ich finde, Autoren sollten gar nicht über Politik reden. Hier in Israel hält sich sowieso jeder selbst für den besten politischen Analysten.

Sehen Sie sich als feministische Autorinnen?

Lea Aini: Sicher. Meine Figuren sind kämpfende Frauen, sie sind keine Objekte. Sie beziehen ihre Identität nicht über Männer, sondern sind unabhängig.

Judith Katzir: Aber dein neuer Romanheld ist doch ein Mann, oder?

Lea Aini: Ja, ein Schuft.

Judith Katzir: Ich bin eine Feministin von Natur aus, ich muss das nicht betonen. In meiner Familie gibt es viele starke Frauen. Die Männer waren bei uns immer die Schwachen, die Ohnmächtigen, aber ich sehe in ihnen keine Schufte wie Lea Aini. Ich will keinen Geschlechterkrieg.

Mira Magen: Für mich spielt Feminismus keine Rolle. Bei uns zu Hause gab es zwar eine genaue Aufteilung und Arbeitstrennung, aber keine Hierarchie.

Lea Aini: Aber diese Aufteilung führt doch in eine Sackgasse, die Frauen müssen immer dieselben Aufgaben erfüllen.

Mira Magen: Zumindest gab es nie Ärger zwischen den Geschlechtern.

Was halten Sie von der Quotenregelung? In Israel sitzen nur 13 Frauen im 120köpfigen Parlament, in Baraks Regierung amtierend lediglich 2 Ministerinnen.

Mira Magen: Ich bin gegen eine verordnete Quote. Ich will nicht etwas Besonderes sein, nur weil ich eine Frau bin. Die Hauptfigur meines neuen Buches ist übrigens eine alleinerziehende

Mutter, sie hat nie geheiratet. Diese mir fremde Welt hat mich interessiert.

Judith Katzir: Leider gibt es bei uns noch zu viele Rückstände, so dass der Gedanke nicht ganz so abwegig ist, mit der Quote nachzuhelfen. Frauen verdienen weniger als Männer, müssen sich stärker behaupten. Die Statistik spricht für sich. Aber wenigstens im Literaturbetrieb ist es nicht schwierig, eine Frau zu sein.

Lea Aini: Das mag sein, wenn man Mainstream schreibt und nicht gegen den Strom schwimmt. Für mich ist es hier nicht so einfach, als Frau meine Bücher zu schreiben. Ich musste viele Hürden nehmen. Gerade erst hat meine Verlegerin mein neues Buch getadelt, «so dürfen Frauen nicht schreiben», meine Ausdrucksweise sei zu brutal und anstössig. Sie fragte mich, warum ich mich nicht mit dem Leben versöhnen wolle, ich hätte doch einen Mann und ein Kind. Doch mir ist es egal, ob ich den Publikumsgeschmack treffe. Meine Texte sind ohne Kompromisse. Mir geht es auf die Nerven, dass man mich dauernd verändern, aus mir eine weiblichere, sanftere Autorin machen will. Bei mir muss man eben auch mal den Kopf einschalten, nachdenken. Und das in einer Zeit, wo wir alles mundgerecht in MTV-Häppchen serviert bekommen. Ich finde es schwer, hier Autorin zu sein.

Judith Katzir: Ist diese Wut in dir nicht der Treibstoff deiner Kreativität? Ich glaube nicht, dass du glücklich wärst, wenn dich alle nur loben und umarmen würden.

Lea Aini: Das hat nichts mit Glückseligkeit zu tun, ich bin einfach so. Für meinen Geschmack gibt es hier zuviel Mainstream-Literatur. Wir sind eben doch nicht das New York des Nahen Ostens, auch wenn wir so tun. Avantgarde wird immer noch als etwas Bedrohliches angesehen. Es gibt Orte auf der Welt, wo avantgardistische Künstler besser atmen können als hier.

Naomi Bubis lebt als Publizistin in Tel Aviv und verfasst regelmäßig Kulturberichte aus Israel für das Feuilleton der NZZ.

Zu den Schriftstellerinnen

Mira Magen, Anfang der fünfziger Jahre in Kfar Saba geboren, studierte Psychologie und Soziologie und arbeitete dann u. a. als Lehrerin, Sekretärin und Krankenschwester. 1994 erschien ihre erste Erzählsammlung, die bei Kritik und Publikum auf höchste Anerkennung stiess. Sie ist unter dem Titel «Gut zugeknöpft» in deutscher Übersetzung bei Fischer erschienen.

Lea Aini kam 1962 in Tel Aviv zur Welt; sie begann schon früh zu schreiben und arbeitete als Redaktorin bei einer israelischen Tageszeitung. Neben zwei mit Preisen ausgezeichneten Lyrikbänden, Erzählungen und zwei Romanen hat sie auch Kinder- und Jugendbücher verfasst. Auf deutsch liegt von ihr der bei Suhrkamp erschienene Roman «Eine muss da sein» vor.

Judith Katzir, 1963 in Haifa geboren, studierte Literaturwissenschaften und Film an der Universität von Tel Aviv. Die Erzählungen, die sie seit Anfang der achtziger Jahre in israelischen Zeitungen publizierte, fanden unmittelbar Beachtung. Im Ammann-Verlag ist nach dem Roman «Matisse hat die Sonne im Bauch» kürzlich auch ihr Erzählband «Fellinis Schuhe» erschienen.

›Neue Zürcher Zeitung‹,
21. Februar 2000